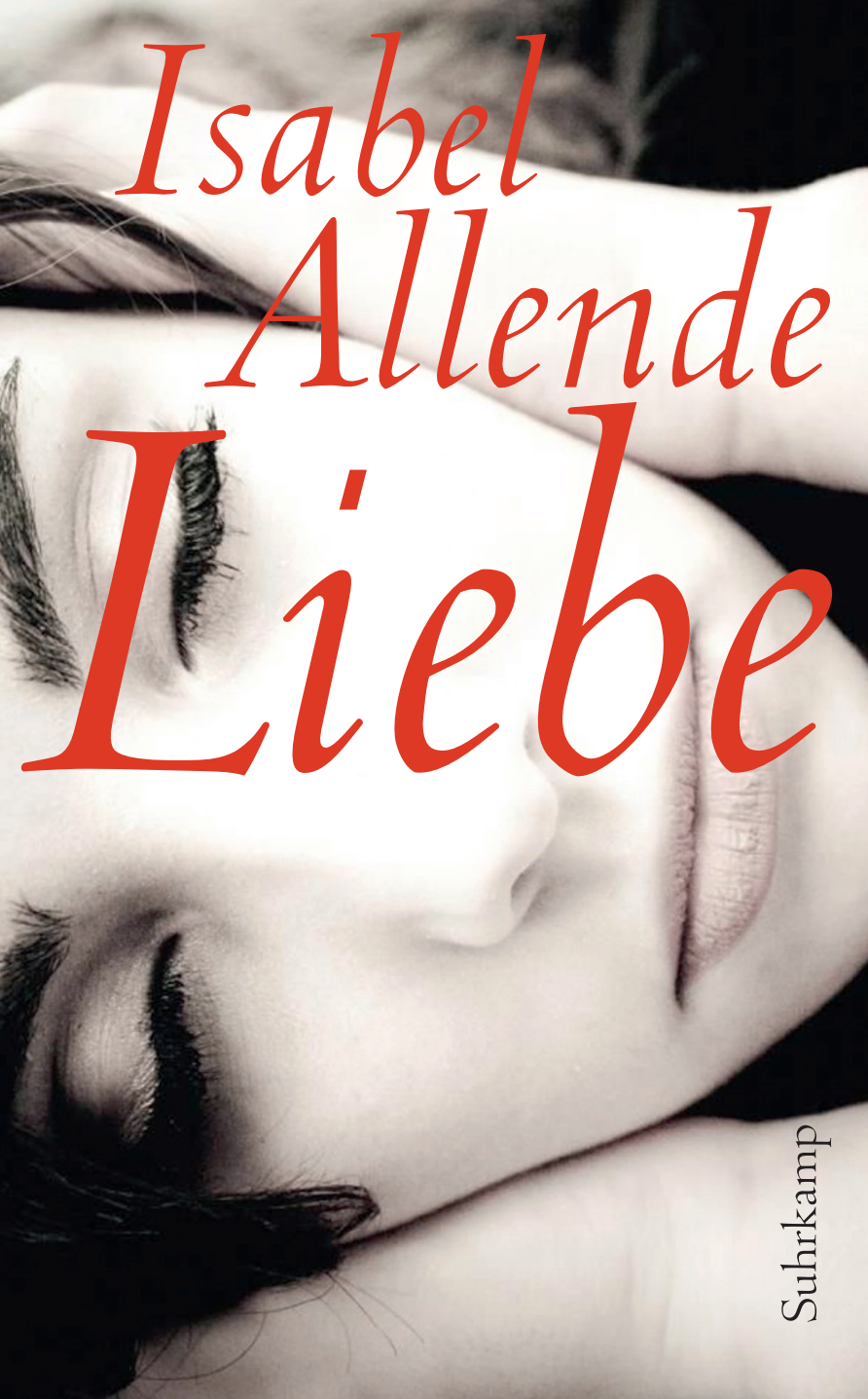
Isabel
Allende
Liebe
Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 4292

Wie kaum jemand sonst vermag Isabel Allende vom größten aller Gefühle zu erzählen. In diesem Band schreibt die Erfolgsautorin erstmals über ihre persönlichen Erfahrungen mit Liebe und Sexualität: wie sie sich als fünfjähriges Mädchen, das brav den Kindergarten der Ursulinen besucht, schwanger glaubt; wie sie als Jugendliche ihre erste Liebe erlebt und als junge Frau von der sexuellen Revolution beeinflußt wird; wie sich für die liebende Mutter und später auch Großmutter das Verhältnis zur Sexualität verändert.

Isabel Allende bietet hier ihren Leserinnen und Lesern einen Wegweiser durch die Launen der Liebe, der ergänzt wird durch die schönsten Szenen aus ihren Romanen und Erzählungen.

Isabel Allende, geboren 1942, arbeitete als Journalistin in Chile, bis Pinochets Militärputsch sie 1975 ins mehrjährige Exil nach Venezuela trieb. Sie lebt nun schon seit vielen Jahren mit ihrer Familie in Kalifornien. Ihr Werk, das sich weltweit millionenfach verkauft, erscheint auf deutsch im Suhrkamp Verlag.

Die Herausgeberin Corinna Santa Cruz lebt als freie Lektorin in Frankfurt am Main.

Isabel Allende

Liebe

Aus dem Spanischen von
Svenja Becker, Anneliese Botond,
Lieselotte Kolanoske und Dagmar Ploetz

Herausgegeben von
Corinna Santa Cruz

Suhrkamp

© Isabel Allende, 2011

Umschlagfoto: Caroline Zenker

suhrkamp taschenbuch 4292
Erste Auflage 2011
Originalausgabe
© Suhrkamp Verlag Berlin 2011
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski
ISBN 978-3-518-46292-8

1 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

Liebe

Lange, vielleicht nicht notwendige Vorrede

Alle schlimmen Sünden

Mein Sexualleben begann früh, mit etwa fünf Jahren im Kindergarten der Ursulinen in Santiago de Chile. Bis dahin lebte ich wahrscheinlich im Stand völliger Unschuld, doch besitze ich keine Erinnerung an diese Anfangsjahre vor dem Erwachen meiner sexuellen Neugier. Meine erste Erfahrung machte ich, als ich aus Versehen ein kleines Püppchen aus Bakelit verschluckte, wie man sie zum Verzieren auf die Geburtstagstorte setzt. »Das wächst jetzt in deinem Bauch, du wirst kugelrund, und dann kriegst du ein Kind«, erklärte mir meine beste Freundin, die gerade ein Brüderchen bekommen hatte. Ein Kind! Das war das letzte, was ich mir wünschte. Es folgten fürchterliche Tage, ich bekam Fieber, konnte nichts essen und übergab mich heimlich im Badezimmer. Meine Freundin bestätigte, die Symptome seien dieselben wie bei ihrer Mutter vor der Niederkunft. Schließlich zwang mich eine der Nonnen, mit der Wahrheit herauszurücken, und unter Schluckauf gestand ich, daß ich schwanger war. Ich wurde am Arm genommen und ohne Bodenkontakt ins Büro der Mutter Oberin geschafft, die bei mir zu Hause anrief und mitteilte, man schicke mich wegen ungebührlichen Betragens heim. Auf diese tragische Weise nahm mein Grauen vor Puppen seinen Anfang und auch mein Interesse an dieser geheimnisvollen Angelegenheit, deren bloße Benennung bereits unmöglich war: Sex.

Einen Sexualtrieb besaßen Mädchen in meiner Generation nicht, den erfanden Masters und Johnson erst sehr viel später. Nur männliche Wesen wurden von diesem Übel befallen, was sie in die Hölle bringen oder womöglich zu einem Leben als Faun verdammen konnte. Auf heikle Fragen gab man uns

Mädchen zwei Arten Antworten, je nachdem welche Mutter uns das Schicksal zugespielt hatte. Die traditionelle Erklärung war der Storch, der die Kinder bringt, die moderne handelte von Bienen und Blumen. Meine Mutter war modern, aber der Zusammenhang zwischen dem Blütenstaub und dem Püppchen in meinem Bauch blieb mir irgendwie unklar.

Mit sieben bereiteten mich die Nonnen auf die Erstkommunion vor. Ehe man die geweihte Hostie bekam, mußte man beichten. Ich wurde in die Kirche gebracht, sank in einem sargähnlichen Beichtstuhl zitternd auf die Knie, vermutete hinter dem staubigen schwarzen Samtvorhang den Priester und versuchte mich an meine Sündenliste zu erinnern. Weil es Frevel gewesen wäre, zum Abendmahl zu gehen, ohne zuvor restlos jeden Fehltritt gebeichtet zu haben, hatte ich alles auf meine Liste geschrieben, was in den zehn Geboten als mögliche Sünde genannt wird, von Raub und Mord bis zum Begehren fremden Eigentums, aber ich war so verschreckt, daß ich keinen Ton herausbekam. Der Pfarrer wartete eine angemessene Weile ab und ergriff dann die Initiative. Durch Dunkelheit und Weihrauchgeruch sagte eine Stimme mit galicischem Akzent zu mir:

»Hast du dich mit den Händen berührt?«

»Ja, Vater«, stammelte ich.

»Oft, meine Tochter?«

»Jeden Tag …«

»Jeden Tag! Das ist im Angesicht Gottes eine sehr schwere Verfehlung, Reinheit ist die größte Tugend eines Mädchens, du mußt mir versprechen, daß du es nicht wieder tust!«

Ich versprach es, obwohl ich mir nicht vorstellen konnte, wie ich mir das Gesicht waschen oder die Zähne putzen sollte, ohne mich mit den Händen zu berühren. (Dreißig und soundsoviel Jahre später konnte ich dieses traumatische Erlebnis für eine Szene in *Eva Luna* gebrauchen. Nichts geht verloren, alles läßt sich in der Literatur wiederverwerten.)

Die Schlüssel zur Wollust

Ich wurde zur Zeit des Zweiten Weltkriegs im Süden der Erde geboren, hinein in den Schoß einer Familie, die emanzipiert und intellektuell war in einigen (sehr wenigen) Aspekten und in allen übrigen steinzeitlich. Ich wuchs im Haus meiner Großeltern auf, einem Ungetüm von Gemäuer, durch das die Gespenster spukten, die meine Großmutter an ihrem Tisch mit den Löwenfüßen heraufbeschwor, einem wuchtigen spanischen Möbelstück, das nach mehreren Reisen um die Welt schließlich bei mir in Kalifornien gelandet ist. Mit im Haus lebten zwei unverheiratete Onkel, die wie fast alle in meiner Familie ziemlich exzentrisch waren. Der eine hatte mehrere Jahre in Indien verbracht und war als Fakir zurückgekehrt, ernährte sich von Mohrrüben, war spärlich mit einem Lendenschurz bekleidet und sagte betend die unzähligen Namen Gottes in Sanskrit auf. Der andere war ein leidenschaftlicher Leser, menschenscheu und freigebig, und erinnerte vom Aussehen an Carlos Gardel, den großen Star des argentinischen Tangos. (Beide tauchen, zugegeben etwas überzeichnet, als Jaime und Nicolás Trueba in *Das Geisterhaus* auf.) Dank meines lektüreverliebten Onkels war das Haus voller Bücher, die Stapel wuchsen überall und bekamen wie eine nicht zu zähmende Flora im Dunkel der Nacht neue Ableger. Niemand überwachte oder lenkte meine Lektüre, und so las ich mit neun Jahren Marquis de Sade, aber der Text war für mein Alter zu anspruchsvoll; da der Autor Kenntnisse voraussetzte, deren ich vollständig entbehrte, bekam ich elementare Zusammenhänge nicht mit. Der einzige Mann, den ich bisher nackt gesehen hatte, war mein Fakir-Onkel, wie er im Lotossitz in unserem Hof den Mond anschaute, und ich war enttäuscht über diesen kleinen Wurmfortsatz zwischen seinen Beinen, der mühelos in mein Mäppchen mit den Buntstiften gepaßt hätte. So viel Getue da drum?

Mit elf Jahren lebte ich in Bolivien, weil meine Mutter mit einem Diplomaten zusammen war, einem Mann, der fortschrittliche Ansichten vertrat und mich auf eine gemischte Schule schickte. Ich brauchte etliche Monate, um mich an meine männlichen Mitschüler zu gewöhnen, hatte ständig rote Ohren, und mein Herz hüpfte über Stock und Stein, weil ich jeden Tag in einen anderen Jungen verliebt war. Meine Klassenkameraden führten sich auf wie Wilde und taten nichts anderes, als in der Pause Fußball zu spielen und sich zu prügeln, während wir Mädchen unseren Brustumfang maßen und in einem Heft die Küsse notierten, die wir bekamen, und zwar inklusive aller Einzelheiten: von wem, wo, wie. Einige Glückliche konnten schreiben: Felipe, im Bad, mit Zunge. Mein Heft war leer. Ich gab vor, mich für diesen Unsinn nicht zu interessieren, trug Jungskleider und kletterte auf Bäume, um zu vertuschen, daß ich fast zwergenhaft klein war und ähnlich sexy wie ein gerupftes Huhn.

Im Biologieunterricht lernten wir etwas über Anatomie, kannten uns jedoch mit dem Fortpflanzungsapparat der Stubenfliege besser aus als mit unserm eigenen. Der Akt der Kindszeugung wurde so blumig umschrieben, daß man ihn sich unmöglich ausmalen konnte; das Gewagteste, was wir zu sehen bekamen, war die schematische Zeichnung einer Mutter, die ihr Neugeborenes stillt. Vom Rest wußten wir nichts, und von Lust sprach nie jemand, folglich entging uns der springende Punkt. Wieso taten die Erwachsenen derlei Schweinereien? Die Erektion war ein Geheimnis, das von den Jungen so gut gehütet wurde wie die Monatsblutung von uns Mädchen. Ich las viel und stolperte manchmal in den Büchern über irgendwelche Anspielungen, aber erotische Literatur gab es damals bei anständigen Leuten nicht, und die große Bibliothek meines Onkels stand mir in Bolivien nicht zur Verfügung.

In meiner gemischten Schule beschränkte sich der Kontakt

zu den Jungen aus Geschubst- und Gehauenwerden und auf die Botschaften von Freundinnen: Der Keenan sagt, er will dich küssen; sag ihm, ich bin einverstanden, aber nur mit Augen zu; er sagt, dann will er nicht mehr; sag ihm, er ist blöd; er sagt, du bist noch blöder. Und damit brachten wir das Schuljahr zu. Abwechselnd denselben Kaugummi kauen, intimer wurde es nicht. Einmal konnte ich einen Nahkampf mit dem großartigen Keenan machen, der rote Haare und Segelohren hatte und in den wir Mädchen alle heimlich verliebt waren, weil sein Vater reich war und sie daheim einen Pool hatten. Er schlug mir die Nase blutig, aber der sommersprossige Junge, der mich schnaufend auf das Pflaster im Schulhof drückt, gehört zu den erregendsten Erinnerungen meines Lebens. Ein andermal forderte Keenan mich bei einem Fest zum Tanzen auf. La Paz war vom Rock 'n' Roll noch unberührt, der den Rest der Welt zu erschüttern begann, und uns lullten weiter Nat King Cole und Bing Crosby ein (o mein Gott! Das war graue Vorzeit!). Man tanzte umschlungen, manchmal Wange an Wange, aber ich war so winzig, daß meine Wange bei jedem normalwüchsigen Jungen gerade so an die Gürtelschnalle reichte. Keenan war zum Glück klein für sein Alter. Er drückte mich ein bißchen an sich, und ich spürte etwas Hartes auf der Höhe seiner Hosentasche und meiner Rippen. Ich tippte ein paarmal mit den Fingerspitzen daran und bat ihn, die Schlüssel aus der Tasche zu nehmen, weil das drückte. Er rannte davon und kam nicht zurück auf das Fest. Mein heutiges Wissen über die Natur des Mannes läßt mich vermuten, daß es nicht seine Schlüssel waren. Der arme Junge.

Tausend arabische Nächte

1956 zog meine Familie im Gefolge meines Diplomaten-Stiefvaters in den Libanon, und ich besuchte erneut eine Mädchen-

schule, diesmal eine englische, in der Sex schlicht nicht existierte, weil britisches Phlegma und der christliche Eifer meiner Lehrerinnen ihn aus dem Universum entfernt hatten.

Beirut war die Perle des Nahen Ostens, hier lagerten die Schätze der arabischen Scheichs in den Filialen der wichtigsten Banken der Welt. Alle großen europäischen Modehäuser und Juweliere hatten Läden in dieser Stadt der Kontraste, wo man einen Cadillac mit vergoldeten Zierleisten zwischen Kamelen und Maultieren sehen konnte. Viele Frauen verzichteten auf den Schleier, und einige Studentinnen der amerikanischen Universität trugen Hosen, aber noch existierte die starre Grenze, die über Tausende von Jahren die Geschlechter voneinander geschieden hatte. Sinnlichkeit lag in der Luft wie der Geruch von Lammfett, sie war spürbar wie die Hitze am Mittag und fordernd wie der Gebetsruf des Muezzins vom Minarett herab. Das Begehren, die Lust, das Verbotene … Aber wir Mädchen gingen nirgends alleine hin, und auch die Jungen mußten sich vorsehen. Mein Stiefvater stattete meine Brüder mit langen Hutnadeln aus, damit sie sich gegen die Taschendiebe am Strand und manchmal auf der Straße wehren konnten.

In meiner züchtigen Lehranstalt gingen in den Pausen schlüpfrige Fotoromane von Hand zu Hand, in französischer Übersetzung in Indien verlegt, außerdem eine sehr zerlesene Ausgabe von *Lady Chatterly* und Taschenbücher über die Ausschweifungen Caligulas. Von dessen Orgien ist mir nur in Erinnerung, daß die Gäste sich ihre fettigen Finger an den Haaren der afrikanischen Sklaven abwischten und sich die Kehle mit Gänsefedern kitzelten, damit sie sich übergeben und weiteressen konnten wie in einem Film von Fellini.

Mein Stiefvater hielt eine Ausgabe von *Tausendundeine Nacht* in seinem Schrank unter Verschluß, weil sie nicht jugendfrei war, aber ich fand einen Weg, die Schranktür zu öffnen, und las heimlich einzelne Stellen in diesen wunderba-

ren Bänden aus rotem Leder mit Goldschnitt, blätterte eilig auf der Suche nach den erotischen Szenen. Unwiderruflich tauchte ich ein in die Welt der Phantasie und Sinnlichkeit, ließ mich verführen von Huris mit milchweißer Haut, von Geistern in Flaschen und dreisten Räubern mit nie versiegender Freude an der körperlichen Liebe. Diese heimliche Lektüre hat mich gewiß für mein Leben geprägt, und ihr Einfluß auf mein Schreiben ist vor allem in den Liebesszenen offensichtlich. Meine Hormone gingen los wie Granaten, alles um mich her lud zum Genuß der Sinne ein, aber ich lebte hinter Schloß und Riegel, und außer diesen verbotenen Büchern gab es kein Ventil für mein Verlangen. Ich träumte von der Liebe, hatte aber als Verehrer nur den Sohn eines Teppichhändlers, der mich besuchen kam und mit mir Limo auf der Terrasse trank. Er war so reich, daß er einen Motorroller mit Fahrer besaß. Unter den Argusaugen meiner Mutter und seines Fahrers hatten wir nie Gelegenheit, für uns zu sein.

Zu jener Zeit war ich flach wie ein Brett. Heutzutage spielt das keine Rolle, es gibt ja Silikon, aber damals war das ein großes Unglück; der Busen galt als Inbegriff des Weiblichen, und meinen mußte man mit der Lupe suchen. Die Mode war mit engen Oberteilen, breiten elastischen Gürteln und gebauschten Kleidern mit gestärkten Unterröcken darauf angelegt, die Brüste zu betonen. Eine Frau mit Oberweite hatte ausgesorgt, man denke nur an Jayne Mansfield, Gina Lollobrigida und Sophia Loren. In manchen Filmen sahen die Brüste aus wie spitze Kegel, in anderen wie reife Melonen, je nach BH der Schauspielerin, aber gewaltig waren sie immer. Was sollte ein Mädchen mit Pflaumenbrüstchen tun? Polster benutzen: zwei Kugelhälften aus Gummi, die beim geringsten Druck eindellten, also, ohne daß man es merkte, plötzlich konkav wurden, bis das Gummi unvermittelt mit einem schrecklichen Plopp-Plopp in seine ursprüngliche Form zurücksprang, was jeden möglichen Anwärter weit und breit in Schockstar-

re versetzte und die Trägerin bis auf die Knochen blamierte. Manchmal verrutschten die Gummieinlagen, und eine hing überm Brustbein, die andere unterm Arm, oder die beiden trieben im Schwimmbad hinter der Schwimmerin her wie verlorene Entlein.

1958 kam es im Libanon zu gewalttätigen Unruhen. Die Konflikte zwischen muslimischen Bevölkerungsteilen, die Gamal Abdel Nassers Panarabismus anhingen, und dem christlichen Präsidenten Camille Chamoun hatten durch die Sueskrise Nahrung bekommen. Jetzt ersuchte der Präsident um die Unterstützung Eisenhowers, und im Juli ging die VI. Flotte der USA in Beirut vor Anker. Die Flugzeugträger spien Horden gutgenährter und sexhungriger Marines aus. Die Eltern verschärften die Überwachung ihrer Töchter, konnten aber ein Aufeinandertreffen nicht verhindern. Ich schwänzte die Schule, um mit den Yankees zu tanzen, und berauschte mich am Rock 'n' Roll und am Verbotenen. Zum ersten Mal war meine kleine Statur ein Vorteil, mit einer Hand konnten die kräftigen Marines mich hochwerfen, zweimal über ihrem kahlgeschorenen Kopf herumwirbeln und zum Rhythmus von Elvis Presleys entfesselter Gitarre über den Boden schwingen. Zwischen zwei Salti mortali bekam ich den ersten Kuß meiner Laufbahn, und seinem Aroma von Bier und Chewinggum schmeckte ich noch zwei Jahre später nach.

Der BH auf dem Besenstiel

Die Unruhen im Libanon zwangen meinen Stiefvater dazu, meine Brüder und mich zurück nach Chile zu schicken. Wieder kam ich im Haus meines Großvaters unter, dessen Strenge mich nach dem Eingesperrtsein im Libanon nicht sonderlich beeindrucken konnte. Umgeben von betagten Leuten, waren meine Aussichten, von der Liebe zu kosten, sehr begrenzt, aber als ich mit meinen fünfzehn Jahren eben Pläne für ein Leben

als Nonne schmiedete, mit dem ich vertuschen könnte, daß keiner mich haben wollte, warf ein junger Mann einen Blick nach unten, erspähte mich auf dem gemusterten Teppich und lächelte mich an. Vielleicht amüsierte ihn, wie ich aussah. Ich hängte mich an seine Hüfte und ließ ihn nicht mehr los, bis er fünf Jahre später endlich einwilligte, mich zu heiraten. Er hieß Miguel.

Heutzutage ist Jungfräulichkeit hinderlich, aber einst galt sie als Tugend. Sex war ein zwanghaftes Bedürfnis von Männern, Romantik eine fixe Idee von Frauen; der Mann setzte alles daran, von ihr den »Liebesbeweis«, wie das bei uns hieß, zu bekommen, und die Frau sträubte sich, denn sie durfte keinesfalls an der eigenen Verführung mitwirken. Die Frau sollte unberührt in die Ehe gehen, weniger aus moralischen als aus Gründen der Vorsicht, denn sobald sie den »Beweis« erbracht hatte, galt sie als »unverblümt«, der Verehrer machte sich aus dem Staub und erzählte es herum. Außerdem bestand die Gefahr einer Schwangerschaft, was für eine unverheiratete Frau ein schreckliches Schicksal war, schlimmer als der Tod. Die Pille war bereits erfunden, aber in Chile sprach man nur hinter vorgehaltener Hand darüber, und gesehen hatte sie noch nie jemand. Trotz der Risiken bezweifle ich, daß viele Frauen jungfräulich in die Ehe gingen. Ich glaube, ich selbst war es nicht, könnte es allerdings nicht beschwören, denn ich war in diesen Angelegenheiten ebenso abgrundtief unbedarft wie mein Verlobter. Mir ist nicht ganz klar, wie unsere beiden Kinder zustande kamen.

Und dann geschah, worauf wir alle seit Jahren gewartet hatten: Die Welle der Befreiung der sechziger Jahre rollte durch Südamerika und erreichte endlich auch diesen südlichsten Zipfel des Kontinents, wo ich lebte. Pop-Art, Minirock, Drogen, Sex, Bikini und die Beatles. Erst ahmten wir Raquel Welch nach mit ihren gebräunten Beinen und zerfetzten Blüschen, die unter dem Druck ihrer Weiblichkeit zu bersten droh-

ten, aber sehr bald wurden die Hippies mit einer völlig anderen Ästhetik stilprägend. Damit hatte niemand gerechnet: An die Stelle der überbordenden Filmdiven trat das englische Mannequin Twiggy, eine Art verhungerter Hermaphrodit mit Clownsschminke. Ich hatte mittlerweile als Nebeneffekt der Mutterschaft etwas Busen bekommen und lag damit wieder alles andere als im Trend.

Es wurde über Orgien, Partnertausch, Pornographie geredet, aber ich hatte nicht das Glück, bei irgendwas davon mitzumachen. Einige Homosexuelle kamen aus der Deckung, doch ich konnte mir mit meinen achtundzwanzig Jahren noch immer nicht vorstellen, wie sie es taten. Auch die feministische Bewegung erreichte uns und gab dem Zorn, den ich von klein auf gegen das Patriarchat empfunden hatte, Namen und Struktur. Drei oder vier von uns Frauen zogen ihren BH aus, wir spießten die Dinger auf Besenstiele und marschierten damit durch die Straßen von Santiago, aber da sich uns niemand anschloß und nicht einmal die Zeitungen darüber berichteten, gingen wir beschämt wieder heim.

Ich trug damals Hippielook, denn das war preisgünstig. Jahrelang lief ich in Fetzen und Flitter aus Indien herum und fuhr einen mit Blumen bemalten Citroën aus Dosenblech, aber ich jonglierte mit drei Jobs, schmiß den Haushalt, kümmerte mich um die Kinder und besaß ein teutonisches Pflichtbewußtsein. Von den Hippies hatte ich bloß die Röcke und die Latschen. Die Losung lautete damals »Love and Peace«, und mit der Liebe war vor allem freie Liebe gemeint, zu spät für mich, denn ich war ja in festen Händen. Einige meiner verheirateten Freundinnen hatten Liebhaber, und andere erzählten von Partys, auf denen die Männer ihren Schlüsselbund in ein Körbchen warfen, die Frauen mit verbundenen Augen einen herauszogen und dann den Rest der Nacht mit dem Eigentümer verbrachten. Sehr amüsant, aber nichts für mich; ich verfocht die Idee der Treue. Ich probierte Marihuana, weil

ich dachte, das würde meine Moralvorstellungen ein wenig lockern, und ich wollte ja nicht zurückstehen, schließlich baute jeder in Chile das Zeug in seinem Garten oder seiner Badewanne an, aber nach sechs Joints ohne spürbare Wirkung gelangte ich zu der Überzeugung, daß auch das nichts für mich war. Meine Drogen waren Kaffee und Schokolade.

Untreue

Meine erste Reportage in der Frauenzeitschrift, für die ich arbeitete, verursachte einen Skandal. Das kam folgendermaßen. Während eines Abendessens im Haus eines bekannten Politikers beglückwünschte mich jemand zu einigen humoristischen Beiträgen, die ich veröffentlicht hatte, und fragte, ob ich auch einmal etwas Ernsthaftes zu schreiben gedächte. Ich antwortete das erste, was mir durch den Kopf schoß: Ja, ich würde gern eine untreue Ehefrau interviewen. Erst herrschte eisiges Schweigen am Tisch, dann wurde das Thema gewechselt, aber später beim Kaffee nahm mich die Hausherrin – achtunddreißig, schlank, Leiterin eines Regierungsbüros, Chanel-Kostüm – zur Seite und sagte, wenn ich schwören würde, ihre Identität nicht preiszugeben, dürfe ich sie interviewen. Am nächsten Tag nahm ich mein Aufnahmegerät mit in ihr Büro, und sie erzählte mir, sie habe mehrere Liebhaber, nach dem Mittagessen verfüge sie über freie Zeit, es sei gut für ihre Stimmung, ihr Selbstwertgefühl und ihren Teint und Männer seien ja nicht zu verachten. Also dieselben Gründe wie bei vielen untreuen Ehemännern, ihrem eingeschlossen. Die Frau unterhielt mit zwei gleichgesinnten Freundinnen eine diskrete kleine Wohnung, die sie mir freundlich zum Gebrauch anbot, aber ich hatte nie Gelegenheit dazu. Nach einer schlichten mathematischen Überlegung lautete das Fazit meiner Reportage, daß die Frauen genauso untreu waren wie die Männer, denn mit wem machen die es wohl? Gewiß nicht nur

miteinander oder alle mit derselben Handvoll hilfreicher Geister.

Im Chile von damals verlangten die Männer von den Frauen, was sie selbst nicht zu bieten bereit waren, nämlich Keuschheit vor und Treue in der Ehe. Eigentlich verlangen sie das heute noch, aber es kümmert keinen mehr. Als ich jung war, kriselte es bei fast allen Paaren in meinem Alter, und die meisten gingen schließlich auseinander. In Chile war Scheidung bis zum Jahr 2004 nicht möglich, und somit war die Sachlage einfach, weil die Leute sich ohne bürokratisches Verfahren trennten und zusammentaten. Das spektakulärste Beispiel, das ich kenne, ist das meiner Mutter, die fünfundsechzig Jahre mit meinem Stiefvater zusammenlebte, ohne ihn heiraten zu können – für die katholische Kirche ein ehebrecherisches Verhältnis –, und erst als er Witwer wurde, konnten die beiden, mittlerweile über neunzigjährig, ihre Verbindung legalisieren. Heute kommen über die Hälfte der chilenischen Kinder unehelich zur Welt. Heiraten ist kostspielig und Scheidung kompliziert.

In der katholischen, konservativen und prüden Gesellschaft der sechziger Jahre verzieh mir niemand den ungezwungenen Ton meiner Reportage über diese untreue Ehefrau, obwohl die Praxis, wie gesagt, recht verbreitet war, auch in meinem Bekanntenkreis. Hätte die Interviewte einen Ehemann im Rollstuhl gehabt und einen anderen geliebt, wäre sie vermutlich auf allgemeines Verständnis gestoßen, aber daß sie es aus Spaß an der Freude und ohne Schuldgefühle tat, war inakzeptabel. Die Zeitschrift bekam Hunderte erboster Zuschriften, sogar ein offizieller Protestbrief des Erzbischofs von Santiago war dabei. Erschrocken wies die Chefredakteurin mich an, zur Beruhigung der Gemüter einen Artikel über eine treue Ehefrau zu schreiben, aber ich fand keine, die etwas Interessantes darüber zu sagen gehabt hätte.

Es waren verwirrende Zeiten für meine Generation. Wir

lasen den Kinsey-Report, das Kamasutra und die Bücher der nordamerikanischen und europäischen Feministinnen, lebten jedoch in einer verklemmten Umgebung, und aus deren heuchlerischer, beengender Moral gab es kaum ein Entrinnen. Mein Leben trug schizophrene Züge: Zu Hause benahm ich mich wie eine Geisha, tat aber öffentlich wie die entfesselte Feministin. Ich erwartete meinen Ehemann mit der Olive aus seinem Martini zwischen den Zähnen, prangerte aber bei jeder Gelegenheit, die mir meine Arbeit als Journalistin bot, die Genanterie chilensis an. Einmal trat ich beispielsweise im Fernsehen fast nackt als Revuegirl auf, mit Straußenfedern am Hintern und einem Smaragd aus Glas im Bauchnabel. Miguel nahm es mit Humor, aber meine Schwiegereltern sprachen vier Monate lang kein Wort mit mir. Dummerweise ist ein Video von dem Auftritt erhalten geblieben, ab und zu taucht die Kassette irgendwo auf, und ich muß fürchten, daß sie meinen Enkeln eines Tages in die Hände fällt. Wegen solcher Spinnereien hatte ich einen schlechten Ruf, und es gab Gerede, es hieß, ich sei »vorurteilsfrei«, was ein schlimmer Anwurf war in dieser Gesellschaft, die sich so viel auf ihre Vorurteile zugutehielt, aber eigentlich war ich noch immer eine treue Ehefrau und mein Privatleben hätte jeder Sittenprüfung standgehalten.

Ein Flötenspieler und andere Ausrutscher

Der Militärputsch von 1973 setzte in Chile einer langen demokratischen Tradition ein Ende, und 1975 verließ ich mit meiner Familie das Land, weil wir unter der Diktatur von General Pinochet nicht leben konnten und wollten. Der Höhepunkt der sexuellen Befreiung fand uns in Venezuela, das anders als meine Heimat ein offenes und heißes Land ist, wo sich die Sinnlichkeit ohne Umschweife und Genierlichkeiten ausdrückt. Die Strände waren bevölkert von schnauzbärtigen